

f. Heilkunde, Zur Behandlung der Verbrennungen) gewürdigt. Diese Art der Epidermisbildung kam im vorliegenden Falle in unzweideutiger Weise zur Beobachtung.

Herrn Professor Marchand spreche ich für die Anregung zu der Arbeit und die Ueberlassung des Materials meinen aufrichtigen Dank aus.

X.

Besprechung.

Compilation of notes and memoranda bearing upon the use of human ordure and human urine in rites of a religious or semi-religious character among various nations by John G. Bourke, Captain 3t. cavalry, United States army. Washington 1888. 56 S. 8°.

Diese Schrift kann nur in einer medicinischen Zeitschrift einer Bprechung unterzogen werden, einmal, weil ihr Gegenstand eine Verhandlung vor einem gemischten Publicum nicht verträgt, sodann, weil der Ursprung der hier erwähnten Gebräuche offenbar auf die Tempelmedicin zurückgeht. — Der Verf. hat seine Aufzeichnungen nur zur Vertheilung unter Sachverständige, nicht für buchhändlerischen Vertrieb drucken lassen.

Der Durchblick der Schrift giebt Veranlassung zu traurigen Betrachtungen über die Verachtung der deutschen Sprache in Nordamerika trotz der Millionen dort angesiedelter Landsleute.

Der Verfasser giebt englische, französische und spanische Citate im Original, alle deutschen Beobachtungen aber theilt er nur nach abgeleiteten Quellen mit; das Hauptwerk über diesen Gegenstand: „Christian Franz Paullini Dreckapotheke“ ist ihm gänzlich unbekannt. — Suchen wir nach einem Motiv der Anwendung der widerlichsten Stoffe als Heil- und Zaubermittel, so kann man dieselbe wohl auf den Begriff des Opfers zurückführen. Wie man sagt: Credo quia absurdum, so kann man auch sagen: sumo quia execrabilis. Man bringt ein Opfer, indem man seine Abneigung gegen den Unrat überwindet, und wird belohnt durch Gesundheit und Glück. Wir haben als Rest der Dreckapotheke noch die Asa foetida. Wenn man die Wirkung auf die Eingeweidewürmer, welche man durch den scheußlichen Gestank der Darmgase zu vertreiben suchte, und das Dilemma, in welches man eine Hysterische brachte: entweder ihre simulirten Krämpfe aufhören zu lassen oder den Stinkstoff zu nehmen, — wenn man diese beiden Fälle aus-

nimmt, so bleibt doch nur die Idee, dass man durch ein Opfer, eben das Einnehmen der *Asa foetida*, die Genesung zu erkaufen hoffte. In einzelnen Fällen spielt allerdings die Aussicht mit, *Narcotica*, welche in den Urin übergegangen sind, mit dessen Einnebnen sich einzuverleiben, wovon später.

Der Verf. kennt von seinen Kriegsdiensten als Adjutant des Generals G. Crook einen Theil des hier behandelten Gebiets westlich vom Missouri, von der britischen bis zur mexikanischen Grenze. In der Versammlung der American Association for the advancement of science, Ann Arbor (Michigan) 1885 hat er einen Vortrag gehalten, der in den Verhandlungen der genannten Versammlung abgedruckt ist. Darin ist das amerikanische Material nach nordamerikanischen und spanischen Quellen aus erster Hand benutzt; für Europa ist zu Rathe gezogen: 1) *Picart, coutumes et cérémonies religieuses*, Amsterdam 1729. 2) *J. C. Thiers, traité des superstitions*, Paris 1741. 3) *Die grosse französische Encyklopädie*, Genf 1779 fl. 4) *Dulaure, divinités génératrices*, Paris 1825, veraltete und unkritische Werke. Die Bibelstellen sind im Original angeführt, die Belege aus griechischen und römischen Schriftstellern nur aus zweiter Hand.

Irgend eine logische oder chronologische Ordnung seiner Notizen hat der Verf. nicht vorgenommen, auch sind ganz fremdartige Dinge, wie der Phallusdienst, die Fälle, wo in Hungersnöth Menschen menschliche Auswurfstoffe verzehrten, aufgenommen (2 Könige 6, 25, 18, 27. Bei der Belagerung von Samaria). — Auch die in Nicomedia von den Saracenen belagerten Kreuzfahrer sollen aus Noth ihren eigenen Urin getrunken haben (Bourke p. 13). Dies und Aehnliches hat doch mit Religionsvorstellungen nicht das Mindeste zu thun.

Wir finden das Verdienst des Bourke'schen Buches in der Mittheilung amerikanischer Charakterzüge aus wenig zugänglichen Quellen. O. Peschel in seiner klassischen „Völkerkunde“ (1879, S. 493) hat diesen Gegenstand nur kurz behandelt. Er sagt: „Der unglaublich klingende Gebrauch, dass beim Abschluss einer Heirath der Schamane das Brautpaar mit seinem Urin besudelt, soll wirklich bei dem Nama-Stamme noch jetzt fortdauern (Kolb, Vorgebirg der guten Hoffnung, S. 453. Theophilus Hahn, Siebenter Jahresbericht der Dresdener geogr. Ges. S. 9). Den Brahmanischen Hindu war als Reinigung von allerlei Sünden das Trinken von Rinderharn vorgeschrieben.“ Bourke schildert den Urintanz der Zunis in Neu-Mexiko, welche Urin reichlich und anscheinend mit Lust trinken und Menschen- und Hundekoth verzehren, angeblich in Folge eines Medicin-Ordens, einer Verbindung, welche ihre Mitglieder für den Fall einer Hungersnöth an Speise jeder Art gewöhnen will (p. 8 — 10). Nach Max Müller ist der Gebrauch der Parsis erwähnt, sich mit Kuh- oder Ziegenurin zu waschen.

Wenden wir uns nun zur medicinischen Seite dieser Angelegenheit, so haben wir den schon oben angedeuteten Gebrauch zu erwähnen, durch Trinken von Urin eine von dem Vormann genommene narkotische oder berauschende Substanz sich einzuverleiben. Bourke (p. 22) hat mündlich von einem Beamten des U. St. Coast Survey 1886 erfahren, dass die

„Medicinmänner“ bei den Indianern um Cap Flattery an der nordamerikanischen Küste des Stillen Meeres einen Kartoffelbranntwein bereiten, welcher heftig auf Nieren und Blase wirkt. Jeder, der ihn getrunken, urinirt, und der Nachmann trinkt den Harn, um dieselbe berauschende Wirkung zu empfinden. Dass derselbe Gebrauch bei den sibirischen Völkern bestand, welche sich mit einem Aufguss von giftigen Schwämmen auf diese Weise berauschten, ist längst bekannt. Die Zubereitung von Speisen mit menschlichem Urin bezeugt Kane (Wanderings in North America. Lond. 1859. p. 187. Bourke p. 21). Gomara (Historia de las Indias p. 202. Bourke p. 21) giebt an, dass die Indier von Bogota mit Urin ihre Speisen würzten. Mungo Park (Travels in Afrika. New York. 1813. p. 109) wurde schlafend von einer alten Frau mit dem Urin einer Braut besprengt; es galt dies Geschenk als heilbringend.

Wir kommen nun zur Betrachtung des Codex dieser ganzen Materie, der 1696 zuerst in Frankfurt erschienenen Dreckapotheke, welche in der fünften Auflage als „Neu-Vermehrte Heylsame Dreck-Apotheke, Wie nemlich mit Koth und Urin Fast alle, ja auch die schwerste, giftigste Krankheiten, und bezauberte Schäden vom Haupt biss zu den Füssen, inn- und äusserlich, glücklich curiret worden“ u. s. w. Frankfurt a. M., F. D. Knoch, vor uns liegt. (1734. 2 Theile von 436 und 274 S. Der zweite Theil ist nach dem Tode des Vf. erschienen.)

Christian Franz Paullini, geb. 1643 zu Eisenach, studirte gleichzeitig Theologie und Medicin an verschiedenen Universitäten in Deutschland, sowie in Kopenhagen, liess nach grossen, bis in den hohen Norden sich erstreckenden Reisen sich als Arzt in Hamburg nieder, wurde 1675 kaiserlicher Pfalzgraf und Historiograph des Bischofs von Münster, lebte dann 10 Jahre, mit historischen Studien beschäftigt, in Wolfenbüttel; von 1689 bis zu seinem Tode 1712 war er Stadtphysicus in Eisenach.

Auf den allegorischen Kupferstich, welcher dem Buche vorgesetzt ist, hat ein Dr. med. Augustin Schopff ein Gedicht gemacht, in welchem folgende Verse vorkommen:

Im Koth und im Urin liegt Gott und die Natur.
Kuhladen können Dir weit mehr als Bisam nützen,
Der blosse Gänsestreck geht Mosch und Ambra für.
Was Schätze hast Du oft in Kehrich und Mistpfützen,
Der beste Theriak liegt draussen vor der Thür.

Die Eintheilung des ersten Bandes ist in Krankheiten des Hauptes, des mittleren Leibes, des unteren Leibes, die Fieber, die giftigen Krankheiten und die äusserlichen Krankheiten; der zweite Theil giebt in derselben Ordnung Nachträge zu den sechs Abtheilungen des ersten.

Paullini gehört zu den bücherfrohen, urtheilslosen Naturen des 17. Jahrhunders, wie ich es früher (dieses Archiv Bd. 41, S. 293) im L. von Hörnigk zu schildern gesucht habe.

Offenbar hat er seine zehn Jahre an der Wolfenbütteler Bibliothek gut genutzt. In breitem Strom wälzen Citate aus Büchern aller Länder

und Zeiten sich hin, in welchen die Wunderheilungen berichtet werden. Die unschuldigsten Mittel sind noch, wenn Urin oder Koth zu Kataplasmen verwendet oder beim inneren Gebrauch der Koth zuvor verbrannt wird. Die Koryphäen der Zeit, bis hinauf zu Friedrich Hoffmann und E. Stahl, fehlen nicht.

Ueber diese Zeit heisst es in der historischen Einleitung zu: Jonathan Pereira, Handbuch der Heilmittellehre. Nach dem Standpunkt der Deutschen Medicin bearbeitet von Rudolf Buchheim (Leipzig. 1846. I. S. XLIII). „Im siebzehnten Jahrhundert finden wir die Materia medica am allerreichsten an Heilmitteln. Neben den alten, von den Arabern und Galenisten übernommenen, figurirten die neuen Präparate der Spagyriker, die aus Amerika und Ostindien eingeführten Drogen, die aus dem Dioscorides und anderen griechischen und lateinischen Autoren, deren Studium jetzt wieder blühte, aufgenommenen, endlich eine Anzahl von Magistralformeln, Arcanis, sympathetischen und anderen abergläubischen Mitteln, worunter die animalischen keine geringe Rolle spielten. Die Sucht, möglichst viele Stoffe in einer Arznei zu vereinigen, wurde nie höher getrieben als im 17. Jahrhundert.“

(Man vergl. jedoch das von mir in diesem Archiv 87. Bd., S. 384 mitgetheilte Recept des Dr. A. F. Marcus aus dem Jahre 1811.)

Wir haben oben als Ursache der Wahl ekelhafter Heilmittel einen gewissen Opfermuth angenommen; im Allgemeinen sind noch andere Motive geltend:

1) Kostbarkeit, also Gold, Edelsteine, Perlen, einen Opfermuth andrer Art in sich schliessend.

2) Schwierigkeit der Beschaffung: Einhorn, Hirschknochen. Es ist nicht zufällig, dass es so viele Einhorn- und Hirschapotheeken giebt, auch solche, welche nach dem Zauberkönig Salomo genannt sind.

3) Signatura naturae. Die Natur giebt ein Zeichen, also der blutrothe Saft der Dracaena draco ist gut gegen Blutflüsse; der stechende Dorn der Ononis spinosa gegen Seitenstechen; der gelbe Saft des Chelidonium oder Safran gegen Gelbsucht; das augenähnliche Blümlein der Euphrasia (Augentrost) gegen Augenkrankheiten; die hodenförmigen Knollen der Orchis stärken die Potenz, u. s. w.

Für die Signatura, welche auf Paracelsus zurückgeführt wird, bietet die Bavaria (Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, bearbeitet von einem Kreise bayrischer Gelehrten. München. Cotta seit 1860, ein vortreffliches Werk, wie es für Preussen auch wünschenswerth wäre) reiches Material. Es heisst darin (I. Bd. Ober- und Niederbayern, S. 462): Gegen Rothlauf wird eine Stange rothen Siegellacks auf dem Leibe getragen. Der Blutstein (Haematites, ein Eisenerz, das auch sonst in hohem Ansehen steht), als blutstillendes Mittel sehr verbreitet, ist roth. Die Ranula wird folgendermaassen behandelt: Es lege Jemand, ehe er mannbar ist, einen jungen kleinen Frosch unter die Zunge und drücke ihn so lange, bis er todt ist; er hat dadurch für sein ganzes Leben die Kraft erlangt, diejeni-

gen, die mit Froschgeschwulst behaftet sind, dadurch zu heilen, dass er ihnen in den Mund bläst.

Auf ein Krebsgeschwür soll man einen zerstossenen Flusskrebs legen; Hundehaare auf eine Wunde durch Hundebiss. Der Fieberkranke beschneide sich seine Fingernägel und vergrabe die abgeschnittenen Stücke unter einer Espe, denn der vom Fieberfrost geschüttelte zittert wie Espenlaub. Gegen Gelbsucht wird in Oberbayern eine Gelbrübe ausgehöhlt und, mit dem Urin des Kranken gefüllt, in den Schornstein gehängt; wenn sie vertrocknet, vergeht die Gelbsucht, oder es wird ein Ducat angehängt und am blossen Leibe getragen. In Norddeutschland wird ein weisses Leinen so oft mit dem Urin des Gelbsüchtigen durchnässt und wieder getrocknet, bis es ganz gelb geworden ist, oder es wird Safran, mit Urin des Kranken zu Pillen verarbeitet, eingenommen oder ein Stück Bernstein am Halse getragen (Most, Volksarzneimittel). In Russland wird ein Goldstück oder goldner Ring am Leibe getragen, oder ein Ducat in Branntwein gelegt und dieser getrunken (Krebel). In Griechenland wird ein Stück Fleisch im Urin des Gelbsüchtigen gekocht und wenn es gelb geworden ist, einem Hunde vorgeworfen.“

Ebenda (III. 402. 1864) wird die Cur der Gelbsucht durch die mit Urin gefüllte Gelbrübe auch für Oberfranken angeführt. Für Unterfranken und Aschaffenburg (IV. 220. 1866) wird berichtet: „Zur Erleichterung des Zahnen soll die Mutter einen Hasenkopf mit recht starken Zähnen unter das Kopfkissen des Kindes legen, oder ihm bei abnehmendem Monde den Zahn eines einjährigen Füllens um den Hals hängen. Gegen Gelbsucht wird die Rübencur empfohlen wie in Oberbayern und Oberfranken. Gegen Panaritium (Wurmumlauf, Wurm am Finger) bindet man um den Finger einen lebenden Regenwurm, der darauf sterben muss. Gegen Krebs wird ein Krebs, dessen Scheeren festgebunden sind, auf dem Geschwüre befestigt, bis er stirbt.

Wir sehen aus diesen Beispielen, welche sich leicht häufen liessen, dass bei der *Signatura naturae* noch heute Urin eine grosse Rolle spielt. Weitere Beispiele nach der Zeit des Erscheinens der Dreckapotheke mögen im Folgenden angeführt sein.

Daniel Wilh. Triller führt in seinem 1766 erschienenen Lehrgedicht: „Geprüfte Pocken-Inoculation“ als eine neue Curmethode das „Tausendblumenwasser“ an. Unter Eau de mille fleurs verstand man den Urin einer schwarzen Kuh, der in Paris curmässig getrunken wurde.

Von Kolb (Vorgebirg der guten Hoffnung 1719) bis zur Novara-Reise ist der Gebrauch bezeugt, dass die Hottentotten das neugeborne Kind mit Kuhmist waschen.

Mein Sohn, Dr. med. August Stricker, der mehrere Jahre Assistent an der chirurgischen Klinik in Göttingen war, theilt mir mit, dass Verwundete vom Lande häufig in die Klinik gebracht wurden, deren Wunden mit Aufschlägen von Kuhmist bedeckt waren.

Und neuerdings schreibt Dr. Pfeifer aus Bolivia (Allg. Ztg. 3. Juli 1888):

„Die Frauen und Mädchen der Cholos (Mischlinge von Spaniern und Indern) verwenden grosse Sorgfalt auf die Pflege ihres üppigen schwarzen Haares. Mindestens wöchentlich zweimal wird das Haar tüchtig gewaschen und zwar mit faulem Menschenharn! Selbst die vornehmsten Sennoritas benutzen dies eigenthümliche Cosmeticum mit einer unglaublichen Ungeniertheit, unter der Haustür, auf der Strasse oder auf dem Balcon sitzend. Ueberhaupt gilt dieser faule Menschenharn für ein Universalmittel und in jedem Hause sind einige Flaschen davon vorrätig. Der von blonden Europäern soll besonders heilkräftig sein und wird eifrig gesammelt. Wird ein Mensch oder ein Thier krank, so schüttet man ihm als Arznei eine Flasche voll ein. — Ich litt einst an Halsweh, da brachte mir meine bolivianische Hausfrau sofort einen nassen Umschlag, der mit solch appetitlicher Flüssigkeit getränkt war, und war sehr ungehalten, als ich mich weigerte, denselben anzulegen. — In Sorabella erkrankte ein Hüttenarbeiter plötzlich an Cholerine; ich kam eben recht, um zu sehen, wie ihm ^{der} Rest einer Literflasche voll dieses entsetzlich stinkenden Mittels eingegossen wurde; es kostete mich grosse Mühe, zu verhindern, dass dem Armen nicht noch mehr davon eingetrichert wurde. Als er kurz darauf starb, hiess es allgemein, meine Eimmischung sei schuld daran.“ —

Wieder anders ist die zauberkräftige Anwendung des Urins in der Oberpfalz (Bavaria II. 302): „In Tönesberg lässt die Bäuerin ihre verhexte Kuh in einen Erbsack pissen und peitscht dann diesen nach Leibeskräften mit Dornruthen; jeder Schlag trifft die Hexe, die sich sofort beeilt den Bann zu lösen. Anderwärts sammeln die Weiber den Harn einer verhexten Kuh in einer Schweinsblase und hängen diese fest zugebunden in einem Kasten auf. Wie der Harn eintrocknet, dorrt auch die Hexe aus (s. auch die Gelbsuchte in Ober- und Niederbayern, Bav. I. 462).“

Zusammenfassend sagt Dr. Joseph Wolfsteiner (Bav. I. 464) „Wenn man den Arzneischatz des Volkes mustert, so fällt es auf, dass sehr vielen Dingen Arzneikraft zugeschrieben wird, die bei den meisten Menschen Ekel und Widerwillen erregen, wie Excremente von Menschen und Thieren. In Rosenheim wird eine Maus, gehackt, gekocht und verspeist, als probates Mittel gegen Epilepsie gebraucht; ein kostspieliges, aus Frankreich eingeführtes Geheimmittel gegen Epilepsie besteht aus gebrannten Mäusen; auch Paullini (a. a. O. Capitel 10) ist unerschöpflich an Kothmitteln gegen Epilepsie, wobei der Koth von einer schwarzen Kuh sein muss; er empfiehlt auch Mäusekoth und gebrannte menschliche Hirnschale. Wie die Römer gegen Epilepsie das Blut eben gefallener Gladiatoren tranken, so hält man in verschiedenen Gegenden Oberbayerns das Blut, welches auf der Richtstätte vergossen worden, für besonders heilkräftig in dieser Krankheit. Es erhöht gewiss den Ruf eines gewissen oberbayerischen Quacksalbers, dass man weiß, er verwende zu seinen Salben und Sympathiemitteln Theile von Kröten, Wieseln und Nattern.“

Wir stehen hier vor einem der schwierigsten Probleme der Völkerpsychologie. Zeitlich durch Jahrhunderte, räumlich über die ganze Erde

sehen wir ekelhafte Stoffe als mystische Heilmittel verwendet. Die Erklärung müssen wir gelehrten Anthropologen überlassen, welche mit der Mythologie der Naturvölker vertraut sind. Dr. Friedr. Aug. Vogt deutet (Bavaria IV. 224) eine Erklärung an mit den Worten: „Es scheint ein gemeinsames Princip der Wirksamkeit dieser Mittel zu Grunde zu liegen. Sind die eine bedeutsame Rolle spielenden niederen, verachteten Thiere: Schnecken, Würmer, Mäuse, Krebse, Katzen, Schlangen u. s. w. etwa als Opfer für einen bösen Dämon zu deuten?“ Wir wollen diese Frage nicht entscheiden, sondern dem alten Paullini und dem neuen Bourke dankbar sein, dass sie uns Material zur Beantwortung dieser Frage beigeschafft haben.

Ich habe an der schon einmal angeführten Stelle (dies. Arch. Bd. 87. S. 384) nachgewiesen, dass die Mehrzahl der von Dr. Marcus 1811 verordneten Mittel auf das Regimen Salernitanum, also das elfte Jahrhundert, zurückzuführen sind. Es scheint sicher, dass einerseits ein grosser Theil der zwecklosen Heilmittel, welche bis vor einem Menschenalter von den Aerzten den Kranken verordnet wurden, aus dem von der Urzeit ererbten Arzneischatz des Volkes kamen, und dass andererseits die medicinischen Theorien im Volksglauben sich versteinerten und noch wirksam blieben, als der ärztliche Stand längst zu anderen Ansichten übergegangen war, in ähnlicher Weise, wie veraltete städtische Moden als Volkstrachten auf dem Land stationär blieben.

Frankfurt a. M.

Dr. W. Stricker.

